

Leseprobe „Barfuß im Schnee“, Corina Lendfers

Corina Lendfers

Barfuss im Schnee

1

Tina dreht sich um. Alexander sitzt am Küchentisch, groß und schlank, den Kopf in die Hände gestützt, und starrt auf die weißgrau marmorierte Tischplatte. Sein kurz geschnittenes, dunkelblondes Haar wirkt stumpf, und die hellen Bartstoppeln, die sich vom Ohransatz über die markanten Kieferknochen zum Kinn ziehen, sind mindestens drei Tage alt.

Sie muss fort von hier. Sie weiß nicht wohin, aber sie kann unmöglich in dieser Wohnung bleiben. Sie ist zu schwach, um mit Alexanders Trauer klarzukommen, die sich vor ihr öffnet wie ein großes, schwarzes Loch, in das sie hineinzustürzen droht. Ihr eigener Schmerz engt bereits zu sehr ihre Brust ein, lähmt ihre Muskeln und erschwert das Denken. Sie muss fort aus dieser Wohnung, in der alles an die glücklichen Wochen der Schwangerschaft erinnert, die so abrupt ihr trauriges Ende gefunden hat.

Vor zwei Wochen ist Tina nach Portugal geflogen, um vor der Geburt noch einmal Zeit für sich alleine zu haben. Was dann geschehen ist in der kleinen Bucht in der Algarve, in der sie ihr Zelt aufgeschlagen hat, um der Natur und der Kraft des Meeres ganz nahe zu sein, kann sie selbst noch nicht richtig fassen. Sie hat ihr Kind verloren, im siebten Monat einer Schwangerschaft, die unproblematischer und bilderbuchmäßiger nicht hätte sein können.

Mechanisch lenkt sie ihre Schritte an Alexander vorbei aus der Küche. Im Korridor steht ihre Reisetasche, unausgepackt mit den Kleidern des Urlaubs.

Beim Blick in den Spiegel erschrickt sie. Blondes Haar in kraftlosen Strähnen über der Schulter, zwei kleine Falten schräg über den Augenbrauen, geschwungenen Lippen, auf die sie

immer ein wenig stolz gewesen ist, nicht mehr als ein schmaler Strich. Unter der Sonnenbräune wirkt die Haut grau.

Rasch wendet sie sich ab und ergreift die Reisetasche. Sie wirft sich eine Jacke über die Schulter und öffnet die Tür.

„Wohin gehst du?“ Alexander hebt den Kopf. Seine Stimme klingt belegt. Unruhig hat er seine Finger geknetet, und seine Füße haben unter dem Tisch gescharrt.

Ihre Schultern zucken. „Ich weiß nicht.“

Sie betritt das Treppenhaus und zieht die Tür hinter sich zu.

Ziellos irrt Tina durch die Straßen. Der breite Träger ihrer Reisetasche rutscht von der Schulter, sie zerrt ihn wieder hinauf. Die Sonne ist hinter den Häusern von Münchens Innenstadt verschwunden, sie fröstelt in ihrem kurzen Shirt und der luftigen Pluderhose. Passanten hasten an ihr vorbei, sie nimmt sie als verschwommene Schemen wahr. Immer wieder wischt sie Tränen fort, die über ihre Wangen strömen.

Plötzlich stolpert sie und fängt sich gerade noch, bevor sie der Länge nach auf dem Asphalt aufschlägt. Verwirrt blickt sie sich um. Neben ihr, an der Wand eines großen Einkaufszentrums, kauert ein Bettler. Sein linkes Bein, das in einer zerschlissenen Jeans steckt, ist ausgestreckt. Das muss es sein, worüber sie gestolpert ist.

„‘tschuldigung“, murmelt sie, fährt sich mit der Hand übers Gesicht und kramt in ihrer Reisetasche nach dem Geldbeutel. Das einzige Kleingeld darin ist eine 2-Euro-Münze. Sie lässt sie in die kleine Kartonschachtel im Schoss des Bettlers fallen.

„Danke.“ Seine Stimme klingt tief und überraschend voll.

Tina schaut den Mann genauer an. Auf seinem Kopf sitzt schief eine graue Wollmütze, darunter lugen lange, weiße Haare hervor. Das ovale Gesicht ist sauber und über und über mit kleinen Falten durchzogen. Kluge Augen lächeln sie an.

Wie mein Großvater.

Und plötzlich weiß sie, wohin sie gehen wird. Die Benommenheit, die seit ihrer Rückkehr nach München von ihr Besitz ergriffen hat, löst sich auf, und sie fühlt sich, als ob ein wenig Leben in ihren Körper zurückkehren würde. Sie spürt die Kälte, die auf ihrer Haut liegt und langsam in ihre Muskeln dringt, sie hört den ununterbrochenen Geräuschteppich der Autos und Menschen und sie fühlt Hunger.

Sie ergreift erneut ihren Geldbeutel und drückt dem verblüfften Mann einen 10-Euro-Schein in die Hand. „Sie haben mir sehr geholfen. Danke.“

Der Bettler umfasst ihre Hand mit groben Fingern und drückt sie. Sie entzieht sich dieser unerwarteten Geste. Hastig dreht sie sich um.

Sie steht in der Nähe des Hauptbahnhofs. Sie rückt den Träger ihrer Tasche zurecht und lässt sich im Menschenstrom zur Bahnunterführung schieben. Während sie die Fahrpläne studiert wird ihr klar, dass sie es heute nicht mehr weiter als bis Klais oder höchstens Elmau schaffen wird.

Ihre Großeltern leben in einer Blockhütte auf einer Alm am Fuße des Wettersteingebirges in den bayerischen Alpen. Es ist zwanzig Minuten vor sechs, und die Dämmerung wird jetzt, Ende September, gegen sieben Uhr hereinbrechen. Den Aufstieg zur Alm im Dunkeln traut sich Tina nicht zu, obwohl sie den Weg während ihrer ganzen Schulzeit in den Sommerferien unzählige Male gegangen ist. Auch nachts.

Aber heute ist es anders. Ihr Unterleib schmerzt und sie fühlt sich erschöpft und matt. Sie weiß nicht, wie viel Blut sie verloren hat in der kleinen Bucht in der Nähe von Budens, dem 1500-Seelen-Dorf an der Südküste der Algarve, aber sie spürt, dass ihre Energie noch nicht zurückgekehrt ist. Trotzdem entschließt sie sich, die Bahn nach Klais zu nehmen. Mit einem Tomaten-Mozzarella-Baguette und einer kleinen Flasche Wasser steigt sie in den überfüllten Wagen.

Ruckend hält der Bus. Tina wuchtet ihre Tasche auf den Elmauer Gehsteig und blickt sich um. Das letzte Tageslicht schwindet, die Umrisse der spärlich gesäten Häuser schimmern weich im schwachen Licht der Straßenlaternen. Eine Frau mit Hund hastet an ihr vorbei und zerrt an der Leine, als der Vierbeiner dicht bei Tina sein Bein heben will. Neben ihr hält ein roter Mini Cooper, und eine junge Frau steigt auf der Beifahrerseite ein. Als das Klappern der zufallenden Autotür verhallt und sich die Abgaswolke verflüchtigt, kehrt Stille ein auf dem kleinen Dorfplatz.

Endstation. Weiter kommt Tina heute nicht. Ratlos blickt sie sich um. Sie hat keine Ahnung, ob es hier eine Herberge gibt, aber eigentlich ist es egal. Sie würde sie sowieso nicht aufsuchen. Sie will allein sein, und der Gedanke an fremde Menschen, mit denen sie Höflichkeitsfloskeln austauschen müsste, ist ihr unerträglich. Zudem fühlt sie sich außerstande, selbst so banale Dinge wie eine Anmeldung an einer Rezeption vorzunehmen. Das Leben ist mit einem Mal so unendlich viel anstrengender geworden.

Mit wenigen Schritten überquert sie den Dorfplatz und gelangt in einen angrenzenden Park, in dem vereinzelte Laternen ihr gelbes Licht in weiten Kreisen auf den Boden werfen. In seiner Mitte befindet sich ein Brunnen, darum herum gruppieren sich steinerne Sitzbänke.

Das murmelnde Geräusch des Wassers wirkt beruhigend. Erschöpft stellt sie die Tasche auf eine der Bänke und lässt sich daneben nieder. Ihr Blick schweift über Hibiskus, der sich zwischen hohe Tannen duckt, und über schmale Wege, die sie an überdimensionale Schlangen erinnern. Der Park ist menschenleer, die Bewohner von Elmau sind wohl alle beim Abendessen.

Tina fröstelt. In ihrer Reisetasche kramt sie nach einem dünnen Pullover, dem einzigen langärmligen Kleidungsstück, das sie in den Urlaub mitgenommen hat. Sie schlüpft hinein, zieht die Jacke darüber und wickelt sich in ihre Stranddecke. Die Tasche dient ihr als Kopfkissen.

Auf der Seite liegend lauscht sie den Geräuschen des Abends. Zwei Vögel zwitschern um die Wette, bis die Dunkelheit den Park erobert, dann verstummen sie. Ein Käuzchen schreit, und in den Büschen rascheln die Herbstblätter. Der Geruch nach gebratenem Fleisch zieht an Tina vorbei, dann erfüllt feuchte Kühle die Luft. Müdigkeit kriecht in ihre Glieder und lähmt ihre Gedanken. Sie schläft ein.

2

Ein durchdringender Pfiff weckt Tina aus einem unruhigen Schlaf. Mit einem leisen Stöhnen setzt sie sich auf und kreist die schmerzenden Schultern. Sie erfasst nicht sofort, wo sie sich befindet, und suchend hastet ihr Blick über die dunklen Tannen und die leeren Parkbänke. Dann kehrt die Erinnerung zurück.

Ein zottiger, grauer Hund trippelt zielstrebig auf sie zu und schnüffelt an ihrem Schuh. Der Pfiff ertönt erneut, zwischen zwei Sträuchern erscheint in der Morgendämmerung ein älterer Mann an einem Gehstock. Der Hund wedelt mit dem Schwanz und jagt auf den Mann zu. Der hebt die Hand zum Gruß in Tinas Richtung und verschwindet hinter einem Hibiskus.

Tina füllt ihre Lungen mit der frischen Morgenluft. Es riecht nach Regen. Ihre Kleider sind feucht, frierend schlagen ihre Zähne aufeinander. Der Wind fährt durch die Zweige der Bäume und Sträucher, ein gelbes Blatt schwebt herunter und legt sich auf ihr linkes Knie. Sie ergreift es und fährt mit dem

Zeigefinger über die Blattadern. Ihr Blick hängt am zackigen Blattrand, dann steckt sie es gedankenverloren in ein Seitenfach ihrer Reisetasche.

Sie fühlt sich leer. Ihr Magen knurrt, und sie muss auf die Toilette. Mit steifem Schritt macht sie sich auf die Suche nach einem Café. Ein kühler Wind jagt dicke Wolken über den Himmel. Noch ist es ruhig in dem kleinen Ort. Die Kirchturmuhre schlägt sieben. Ein dicker Regentropfen klatscht auf ihre Stirn.

Sechs Stunden später regnet es noch immer. Mit schweren Beinen und brennenden Füßen, die tropfende Reisetasche quer über ihrem schmerzenden Rücken, lässt sich Tina vor der massiven Holztür der gedrunghenen Blockhütte nieder, in der ihre Großeltern wohnen. Grauer Nebel hat die Umgebung verschluckt, sie fühlt sich allein. Ihr Arm hängt kraftlos neben ihr, zu kraftlos, um sich zu heben und an die Tür zu klopfen. Zusammengesunken kauert sie auf der nassen Holzstufe und wartet darauf, dass das stechende Pochen in ihren Schläfen nachlässt.

Sie hat keine Sekunde lang mit dem Gedanken gespielt, den Durchzug der Regenfront in einem Hotel abzuwarten. Sie hat Angst vor der nüchternen Stille eines anonymen Hotelzimmers. Vor der Starre, die ihren Körper wie ein gieriges Tier überfällt, sobald ihre Füße still stehen. Vor den Blicken Fremder, die ihr ansehen müssen, dass sie versagt hat.

Sie hat jegliches Zeitgefühl verloren und weiß nicht, wie lange sie vor der Tür gesessen ist, als sich diese plötzlich öffnet. Ein erschrockenes Zischen lässt sie zusammensucken. Sie hebt den Kopf und blickt in die braunen Augen ihrer Großmutter.

„Maria.“

Krächzend presst sie den Namen über die tauben Lippen.

Die Furche zwischen den kaum sichtbaren, grauen Augenbrauen im faltendurchzogenen Gesicht der alten Frau vertieft sich kurz, der hellbraune Leberfleck über dem linken Augenwinkel zuckt. Dann beugt sie sich ein wenig herab.

„Tina?“

Ihre Stimme klingt warm und zaubert ein erleichtertes Lächeln auf Tinas Gesicht. Sie nickt und wischt sich mit dem nassen Ärmel ihrer Jacke über die Augen. Ihre Großmutter streckt ihr die Hand entgegen, und Tina umfasst die vom Rheuma gekrümmten Finger. Vorsichtig zieht sie sich in die Höhe.

„Komm rein, Kind.“

Wärme und der Duft nach brennendem Holz umfassen Tina. Im spärlichen Licht, das durch die kleinen Fenster dringt, erkennt sie einen bärtigen Mann in einem hohen Schaukelstuhl. Weiß meliertes Haar liegt in großen Locken über seinem Kopf.

Er stutzt, als er sie erblickt, dann fährt ein Leuchten in seine dunklen Augen unter den buschigen Brauen. Er legt seine Tabakpfeife aufs Kaminsims und erhebt sich. Wortlos nimmt er die Reisetasche ab, stellt sie auf den Boden und drückt Tina ungeachtet ihrer nassen Kleidung an sich. Kräftige Arme halten sie, und der kurze, weiße Bart ihres Großvaters kratzt an ihrer Wange.

Sie seufzt unhörbar auf. Sie hat vergessen, wie sehr sie sich nach diesem Gefühl gesehnt hat.

„Willkommen daheim.“

Volle Bassstimme, noch immer.

„Danke, Sebastian.“

Als er sie loslässt, gleiten seine Augen forschend über ihr Gesicht. Verlegen wendet Tina den Blick ab. Sie will nicht, dass er ihre Trauer bemerkt. Sie sucht Geborgenheit und Liebe in dieser kleinen Blockhütte, die in ihrer Kindheit und Jugend ihr

Zuhause gewesen ist. Vehement verdrängt sie die Erlebnisse der letzten Woche und den Schmerz, der seine kalten Finger nach ihrem Herzen ausstreckt, um es zusammenzupressen.

In seinen dicken Filzpantoffeln schlurft Sebastian zum Kamin zurück und lässt sich im Schaukelstuhl nieder, ohne seine Enkelin aus den Augen zu lassen.

Maria ergreift erneut Tinas Hand und drückt sie. Tina betrachtet ihr rundes Gesicht. Die schmalen, blassroten Lippen der alten Frau sind zu einem innigen Lächeln hochgezogen, und unzählige kleine Fältchen liegen um ihre Augen, die unter weit herabhängenden Lidern fast verschwinden. Tiefe Runzeln haben sich in die weiche Haut ihres Gesichts gegraben, ziehen sich vom Ende der Nasenflügel zu den Mundwinkeln und umrahmen das breite Kinn. Ihr ganzes Gesicht strahlt Güte aus. Das weiße Haar, das sie in einem lockeren Knoten am Hinterkopf trägt, ist noch immer fest und voll. Sie ist 74 Jahre alt.

Maria zerrt die nasse Jacke von Tinas Armen und hängt sie neben den Kamin. Tina öffnet ihre Tasche und stellt erschrocken fest, dass sämtliche Kleider darin nass sind.

Hilfesuchend blickt sie zu ihrer Großmutter auf und erntet einen verständigen Blick.

„Warte. Ich bringe dir Kleider von mir. Sie werden dir zu weit sein, aber wenigstens sind sie trocken.“ Ihre Stimme klingt noch genauso melodios, wie Tina sie in Erinnerung hat, vielleicht ein klein wenig dünner und nicht mehr ganz so kraftvoll.

Maria steigt die schmale Treppe in den oberen Stock hinauf. Das vertraute Knarren der Stufen vermischt sich mit dem Knistern des Feuers.

Tina zieht sich Pullover und Shirt über den Kopf und steigt aus ihrer Hose. In Unterwäsche tritt sie vor den Kamin, die triefenden Schuhe in der Hand. Sie stellt sie in einiger

Entfernung zum Feuer auf den grob gehauenen Steinboden, der ein quadratmetergroßes Rechteck zwischen den dunklen Holzbohlen bildet. Dann kauert sie sich nieder und streckt die Hände den Flammen entgegen. Innert Kürze durchdringt die Hitze ihre Finger und Wangen.

Sebastian setzt sich in seinem Stuhl auf und beugt sich nach vorne. Sie spürt seinen wachen Blick über ihren Rücken gleiten.

„So bist du immer dagesessen, wenn du im Winter nach stundenlangem Spielen im Schnee durchgefroren in die Hütte gekommen bist, die Wollmütze unter dicken Schneeklumpen vergraben und mit blauen Lippen.“ Sie hört das Lächeln in seinen Worten und dreht sich zu ihm um. „Und nun bist du 32.“

Unwillkürlich hält Tina den Atem an. Sie wartet darauf, dass er sie fragt, was sie tut, wie es ihr geht, warum sie gekommen ist und wie lange sie bleiben wird.

Aber Sebastian zieht an seiner Pfeife und schweigt. Der Tabakrauch, den er in kurzen Stößen in die warme Luft bläst, legt sich über den Duft des Feuers und kitzelt Tinas Nase. Sie reibt sie und betrachtet ihren Großvater.

Er ist noch immer ein schöner Mann, mit einem langen Gesicht und kantigen Kieferknochen, einer wohlgeformten Nase, herzförmigem Haaransatz und dunklen, klugen Augen, die er meistens ein wenig zusammenkneift. Seine Haut ist sonnengegerbt von ungezählten Lebensjahren in der freien Natur. Breite Schultern, kräftige Arme und eine mächtige Statur verleihen ihm das Aussehen des Bergmenschen, der er bis in seine tiefste Seele ist.

Für Tina ist er Großvater und Vater zugleich. Sie ist bei ihren Großeltern aufgewachsen, da die Mutter bei ihrer Geburt gestorben ist. Ihr leiblicher Vater konnte nie ausfindig gemacht werden.

Das Knarren der altersschwachen Holzstufen zieht Tinas Blick zur kleinen Treppe, die sich an die Wand schmiegt und sich in zwei engen Halbkreisen nach oben windet. Die gedrungene Gestalt ihrer Großmutter tritt aus dem Halbdunkel in die Mitte der etwa sechsmal sechs Meter großen Stube, die die ganze Fläche des unteren Stocks ausfüllt. Die Schultern vornübergebeugt, wirkt sie kleiner, als Tina sie in Erinnerung hat. Die vergangenen sechs Jahre, während derer ihr eigenes Leben prall und voll gewesen ist und sie nie die Zeit gefunden und nie das Bedürfnis verspürt hat, die kleine Blockhütte am Fuße des Wettersteingebirges aufzusuchen, haben sie rascher altern lassen als die gemeinsam verbrachten Jahrzehnte vorher. Im Gegensatz zu ihrem Großvater wirkt Maria klein und zerbrechlich.

Die Hände mit den gekrümmten Fingern zittern leicht, als sie Tina einen kleinen Stapel Kleider reichen.

„Schau mal, was ich gefunden habe.“ Sie ergreift das oberste Kleidungsstück und breitet es vor Tina aus. Es ist ein schwarzer, glattgestrickter Rollkragenpullover aus Merinowolle.

Ein unsicheres Lächeln huscht über Tinas Gesicht. Es ist lange her, seit sie ihn zum letzten Mal getragen hat, und sie ist sich nicht sicher, ob er ihr noch passen wird. Sie hat ihn zum Anlass ihrer ersten Menstruation von Maria bekommen. Sie ist gerade zwölf Jahre alt gewesen, der Pullover hat um ihren mageren Körper geschlackert, und die Ärmel hat sie dreimal umkrepeln müssen. Trotzdem hat sie ihn über alles geliebt und ihn auch dann noch getragen, als die Ellbogen bereits durchgewetzt gewesen sind und Maria grobe Ausschnitte aus braunem Leder darüber genäht hat. Es rührt und verwirrt sie zugleich, dass sie ihn heute, nach vielen Jahren, während derer er in völliger Vergessenheit irgendwo unter dem alten Ziegeldach der Blockhütte gelegen haben muss, wiederbekommt. Heute, wo das Wort *Menstruation* seinen

Zauber und seine verheißungsvollen Versprechungen verloren hat und sie stattdessen mit Kummer und Leid zurücklässt.

Ganz anders als vor zwanzig Jahren, als es den Eintritt ins Leben einer körperlich erwachsenen Frau bedeutet hat. Sie ist stolz gewesen, und ihre Großmutter hat sie in einer kleinen zeremoniellen Feier in die Geheimnisse der weiblichen Sexualität eingeweiht. Ungeschminkt und offen, wie sie immer über alles mit ihrer Enkelin gesprochen hat, was ihr wichtig erschienen ist. Über Schwangerschaft und Geburt haben sie miteinander geredet, über Verhütung, über Geschlechtsverkehr und Selbstbefriedigung. Eine neue Welt hat sich damals für Tina aufgetan, in die sie ganz sorglos und unbefangen und in völliger Absenz sogenannt aufklärerischer Mädchenzeitschriften oder Internetseiten eintreten hat können. Sie hat die Weiblichkeit ihres Körpers kennen-, schätzen- und lieben gelernt und ist selbstbewusst in ihre ersten sexuellen Beziehungen zu Männern hineingegangen.

Wie anders fühlt sie sich heute. Das so selbstverständliche Vertrauen in ihren Körper ist zutiefst erschüttert. Das Vertrauen in ihren Körper genauso wie das Vertrauen in das Leben schlechthin.

Um Tränen zu verbergen, drückt sie den weichen Stoff des Pullovers vor ihr Gesicht und atmet den Geruch nach Mottenkugeln, altem Holz und, ganz schwach, nach Weichspüler und vergessenen Erinnerungen ein.

Lautlos legt Maria die übrigen Kleider neben Tina auf den Boden und geht die wenigen Schritte in die offene Küche. Sie befindet sich zwischen Kamin und Eingangstüre unter einem kleinen Fenster. Ein Gasherd mit zwei Kochfeldern und Backofen steht darin, ein grobgezimmertes Wandregal, in dem sich Tassen, Teller sowie weiße Gewürz- und Kräuterdosens aus Porzellan stapeln, und eine schmale Kommode aus stark

gemasertes Arve, die auch nach über hundert Jahren noch ihren betörenden Duft in die Gerüchevielfalt der Hütte webt.

In einem bauchigen Kessel bringt Maria Wasser zum Kochen und überbrüht damit frische Pfefferminzblätter. Tina hebt den Kopf, als die Dampfschwaden durch die Stube ziehen. Langsam schiebt sie die feuchten Haarsträhnen hinter die Ohren und wischt sich flüchtig über die Augen.

Ihre Anspannung löst sich, und sie ist in der Lage, die restlichen Kleidungsstücke durchzusehen. Sie findet eine bordeauxrote Trainingshose aus Plüsch, einen weiten, dunkelblauen Strickpullover und dicke Wollsocken in buntem Ringelmuster.

Obwohl es erst September ist und sie den Sommer noch im Blut spürt, schlüpfte sie dankbar in die warmen Sachen. Der Rollkragen kratzt wie immer ein wenig am Hals, und sie fühlt sich geborgen in der Erinnerung an die Zeit, als sie ein junges Mädchen gewesen ist und den Geschichten ihres Großvaters vor dem Kamin gelauscht hat.

„Hier.“ Maria reicht ihr eine Tasse dampfenden Tee und setzt sich auf einen schlichten Holzstuhl neben dem Kamin. Tina spürt ihren Blick auf ihrer Schulter. Wie lange wird es dauern, bis ihre Großeltern Fragen stellen werden?

Aber die Fragen, vor denen sich Tina fürchtet, bleiben an diesem Abend aus. Die Stimmung beim Abendessen ist gelassen und liebevoll, und es gelingt Tina zum ersten Mal seit dem Verlust ihres Kindes eine Mahlzeit zu genießen. Sie lässt sich von den Bratkartoffeln mit Zwiebeln und Rosmarin nachschöpfen und freut sich über das Kürbisgemüse, das aus dem kleinen Selbstversorgergarten hinter der Hütte stammt.

Fast könnte man meinen, sie wäre nie fortgewesen von der Alm, würde Abend für Abend mit den beiden alten Menschen am Tisch sitzen und schweigend ihr Essen genießen.

Tina legt ihre Gabel in den leeren Teller und lehnt sich zurück. Sie ist dankbar fürs Essen, für die Wärme in der Hütte und die Selbstverständlichkeit, mit der ihre Großeltern sie willkommen heißen. Und sie ist dankbar dafür, nicht sprechen zu müssen. Es ist kein unangenehmes Schweigen, das den Raum ausfüllt, sondern eine ungezwungene Ruhe, die jedem die Möglichkeit gibt, seinen eigenen Gedanken nachzugehen, nichts zu denken oder auch die Ruhe zu beenden.

Sie erhebt sich und gähnt. Sie schlingt die Arme um die schmalen Schultern ihrer Großmutter.

„Danke.“

In den weißen Haaren hängt Rauch. Maria dreht den Kopf und lächelt Tina an.

„Es ist schön, dich hier in unserer Hütte zu wissen. Und nun leg dich hin, du bist erschöpft.“

Tina kann sich ein Grinsen nicht verkneifen. Es ist einerlei, dass sie inzwischen erwachsen ist, dass sie draußen im Leben ihre Frau steht, dass sie sich selbst finanziert und ihren Job gewissenhaft erledigt. Hier oben in den Bergen, in der Almhütte ihrer Großeltern, ist sie das Kind, das sie gewesen ist, und das wird sie wohl immer bleiben. Sie umarmt Sebastian und steigt die Stufen in den oberen Stock hinauf.

Durch die Schräge des Dachs ist hier oben nur eine kleine Fläche von viermal vier Metern bewohnbar. Auf dieser Fläche befinden sich zwei winzige Kammern. Die eine ist ein wenig größer als die andere, gerade so groß, dass ein Doppelbett und ein schmaler Kleiderschrank hineinpassen.

In der anderen stehen ein einzelnes Bett und eine Kommode mit Bauernmalerei, daneben ein schlichter Holzstuhl. Es ist schon immer Tinas Zimmer gewesen, und ihr Herz klopft in freudiger Erwartung, als sie den Messingknäuf dreht, mit dem sich die Tür öffnen lässt.

Sie nimmt den vertrauten Geruch nach Holz, Bienenwachs und frischer Bettwäsche in sich auf. Auf der Kommode steht wie immer die verbeulte Waschschüssel. Im Alter von sieben Jahren hat sie die Schüssel in einem Anfall von Trotz gegen die Wand geschleudert, weil ihr Maria verboten hat, Sebastian beim Eintreiben der Ziegen zu helfen, als abends ein heftiges Gewitter aufgezogen ist.

Tina grinst, und ihr Zeigefinger fährt über die unebene Stelle der Kupferschüssel. Sie lässt ihre Hände hineingleiten und spritzt sich Wasser ins vom Feuer erhitzte Gesicht.

Dann tritt sie ans winzige Fenster. Die Dunkelheit hat die Umgebung verschluckt. Der Regen hat aufgehört, dicke Wolken verdecken die Sicht auf die Sterne. Sie zieht Marias geblühtes Nachthemd an, das auf ihrem Kopfkissen liegt, und schlüpft mit einem wohligen Seufzer unter das weiße Leintuch mit der schweren, braunen Wolldecke, die nach altem Holz duftet.